

Unser Sorgenkind in der Schule

Autor(en): **J.T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **16 (1930)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-524637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die Willensfreiheit fehlen würde, dann wäre es ganz konsequent, das psychische Leben des Kindes nur mit materiellen, medizinischen Agentien zu beeinflussen und zu lenken. — Gerade die abstossende Brutalität der psychanalytischen Erziehungspraxis ist darum ein durchschlagender Beweis der Falschheit der liberalen Philosophie und Weltanschauung.

(Fortsetzung folgt.)

Unser Sorgenkind in der Schule

Die Klage über eine mangelhafte Beherrschung unserer Muttersprache ist wieder sehr laut geworden und durchdringt nun die Ratsäle in Bund und Kantonen und ruft dadurch einem verstärkten Echo in zahlreichen Fachzeitschriften. Nicht bloss den Volksschülern, die schon frühzeitig ins praktische Leben hinaustreten müssen, wird dieser Vorwurf gemacht; auch die Abiturienten der höhern Schulen bleiben davor nicht verschont. Und selbst die neuen Doktoren, die unsere Hochschulen mit Erfolg absolviert haben, sind nicht immer Musterknaben in der deutschen Sprache.

Die Schuld an diesem Uebel wird selbstverständlich der *Schule* — und *nur* der Schule — zugeschrieben. Da alle Ankläger mit ihren Fingern nur auf die Schule zeigen, knicken wir arme Schulmeister schuldbewusst unter der Last der Anschuldigungen — zwar nicht der Beweise dafür — zusammen. Wir wollen nicht einmal versuchen, uns zu verteidigen oder unser Pflichtversäumnis zu beschönigen. Wir wissen ja oft selbst nicht, ob wir überhaupt noch fähig sind, ein richtiges gutes Deutsch zu schreiben, geschweige denn, ein solches unsern Schülern heizubringen. Denn eine feste Norm für ein gutes Deutsch gibt es nicht, hat es wohl nie gegeben. Wenn wir den Satzbau und Gedankengang jener Kritiker, die uns anklagen, näher verfolgen, müssen wir oft verdutzt stillstehen und uns fragen: Ist nun das das Musterdeutsch? Und wenn wir die Zeitungen und Zeitschriften oder auch Bücher von heute, wo doch sicher nur grundgescheite Köpfe mit einem mustergültigen Deutsch zum Worte kommen sollten, zur Hand nehmen, um *unser* armseliges Schulmeisterdeutsch daran zu bilden und zu formen, dann werden wir erst recht irre an unsern hausbackenen Kenntnissen und Fertigkeiten in der Muttersprache. Dann kommen wir uns vor wie jener Münchner und Berliner, die miteinander von München nach Leipzig reisten. Sie standen einander nicht mehr recht. Das Geschichtlein wird folgendermassen erzählt (für dessen Echtheit kann ich keine Garantie übernehmen): Der Münchner sass schon im Bahnwagenabteil, als ein aufgeklärter Berliner eintrat und, ein sarkastisches Zucken in den Mundwinkeln, den jovalen Bürger aus Bierstadt mit dem sonderbaren neuen Wort begrüßte: „Gete“! — „Na, was heisst denn das: „Gete“? fragte der Münchner. „Ja, wissen Sie“, erwiderte der Berliner, „bei uns bedient man sich allgemein der Abkürzungen, auch in der Umgangssprache. „Gete“ heisst „Guten Tag“, man spricht nur mehr die Anfangsbuchstaben G. T. Aber Ihr in München seid wohl noch nicht so weit!“ Der Mann aus Bierstadt erwiderte nicht viel darauf. Man fing ein anderes Gespräch an; die Zeit bis Leipzig verstrich leidlich rasch. Kurz vor Leipzig rüstete sich der Münchner zum Aussteigen, während der andere weiterfahren wollte. Mit freundlichem Händedruck verabschiedete sich der Bayer von seinem fortschrittlichen Reisegefährten, indem er sagte: „Peix“! — „Na, was heisst denn das?“ fragte der Mann aus Berlin, „ich verstehe nicht, was Sie meinen.“ „Das ist auch eine Abkürzung, bei uns allgemein gebräuchlich, sie heisst: P. X. d. h. „Pleiben's gesund.“

So ungefähr sieht's im neuzeitlichen Zeitungsstil und Feuilletonstil aus. Man bewegt sich nur mehr in *abgerissenen Sätzen und Satzstumpfen*. Viel seltener schon begegnet man noch einem grammatikalisch richtig aufgebauten Satze. Das scheint für viele eine überlebte Sache zu sein. Wer sich noch an die gewohnten Sprachregeln hält, wird als rückständig belächelt. — Man prüfe die moderne Schreibweise auf die *Satzzeichen* nach den vorgeschriebenen amtlichen Regeln! Auch da nimmt man sich grosse Freiheiten heraus. — Dieses Feuilleton- und Romanddeutsch wird aber in keiner Schule gelehrt und geübt. Und doch ist es zur Mode geworden. Die modernen Schriftsteller pflegen es, und unsere Schüler äffen es nach, und noch mehr die Schulentlassenen, vom Küchenmädchen bis zum kaufmännischen Angestellten, sie meinen, das sei schön, eben weil es modern ist. Wie die unsinnigste Damenmode sofort Anklang findet, wenn sie von gewissen Kulturzentren auf den Markt gebracht wird, so auch das Negerdeutsch der heutigen Feuilletonisten, so sehr auch die Schule dagegen Einspruch erhebt und kämpft. Die Menschen sind nun einmal so eingestellt: sie schnappen nach dem Neuen wie der Hund nach den Stubenfliegen. So ging es auf dem Gebiete der Musik, wo eine Zeitlang nur mehr Jazz Trumpf war. Heute gehört Jazz schon der Vergangenheit an.

Gewiss kann auch in der verkürzten Satzform Geist und Leben sprühen; auch sie kann leichtverständlich und zulässig sein; doch nur dann, wenn sie im richtigen Zusammenhang mit dem vollständigen Satz steht und in der sprachlichen Darstellung nicht die Regel, sondern bloss die Ausnahme bildet. Aber nur die wenigsten sind fähig, die neuen Formen geistig zu verdauen. Die grosse Masse klebt an der Oberfläche. Man ahmt gedankenlos den neuen Stil nach. Das Schuldeutsch hat man frühzeitig über Bord geworfen; man will doch nicht rückständig scheinen. Darum fehlt der Masse die Uebung im guten Deutsch; sie hat seit dem Schulaustritt zu lang und zu viel im modernen, neuen Stil sich versucht, ohne seinen Sinn zu erfassen. Das Ergebnis davon ist das heutige Elend in unserer Muttersprache. — In einer Gemäldegalerie in Berlin ist ein grosser Saal mit „Modernen“ gefüllt, von Böcklin angefangen bis zur Gegenwart. Aber nur ganz wenige sind geniessbar. Alle wollten modern malen wie Böcklin; doch der Geist, die Gabe dazu ging ihnen ab. — Johannes Jordan stiftete dieser Sorte von Kunstjüngern einst folgenden beissenden Spruch:

„Maler, male kühn und male keck,
buhl' nicht um der Menschen Gunst;
doch bloss meisterhaft gemalter Dreck
ist noch lange keine Kunst.“

So ergeht's auch den meisten, die das neue Deutsch pflegen möchten und darob das Schuldeutsch vernachlässigen und verlernen.

Aber! — nun kommt doch noch ein Aber. Die Schule von heute und gestern ist doch auch nicht ganz schuldlos an dem Jammer über unsere mangelhafte Sprachgewandtheit und unsere Unsicherheit. Früher musste der vorgekaute, eingepackte Aufsatz daran schuld sein. Aber der ist heute sozusagen aus dem letzten Bergschulhaus verschwunden. Seine Stelle nimmt der freie Aufsatz oder die beinahe freie Wiedergabe des Erarbeiteten im Unterricht ein; so heisst's wenigstens. Und doch sieht's in der Sprachgewandtheit und Sprachrichtigkeit um kein Haar besser aus als unter der Herrschaft des alten Aufsatzbetriebes. Jetzt wird der Leser erwarten, dass ich ihm alle Gründe dieses Misserfolges aufzähle. Mein Lieber, ich weiss bei weitem nicht alle, nur einige wenige möchte ich nennen.

Hat unsere Schule noch genügend Zeit zur *Uebung* des im Unterrichte Erworbenen? Nimmt sie sich die nö

tige Zeit dazu? Uebt sie das Neue so lange, bis wenigstens 80 Prozent der Kinder absolut sicher darüber verfügen, bis sie sich in einfacher Form sprachrichtig und frei von Wort- und Zeichenfehlern schriftlich darüber zu äussern in der Lage sind? Lieber Leser, beantworte Dir diese Frage selber. Und wenn sie bejaht werden kann, ganz bestimmt und allgemein gültig, dann streiche sie durch.

Man hat es als eine moderne Errungenschaft gepriesen und viele Bücher darüber geschrieben, dass der Schüler von heute die Antworten auf des Lehrers Frage nur mehr in abgebrochenen Satzstumpen gebe; die Wiederholung der Lehrerfrage in der Schülerantwort wird als rückständig verpönt. — Aufmerksame Beobachter haben aber bald herausgefunden, dass des Schülers Aufmerksamkeit auf die Frage des Lehrers viel weniger gross ist, wenn er weiss, dass er den genauen Wortlaut der Frage sich nicht merken muss. Die Antwort wird ihm dadurch sehr erleichtert; auch bei ganz unsicherm Wissen weiss sich ein schlauer Schüler mit einer verschwommenen Antwort durchzubeissen, mindestens gewinnt er Zeit, und der Lehrer hat das Vergnügen, etliche Ergänzungsfragen zu stellen, um den auskneifenden Schüler zur genauen Beantwortung der anfänglich gestellten Frage zu veranlassen. Gewiss gibt es viele Fälle, wo ein einziges Wort die richtige Antwort enthält, wo die Wiederholung der gestellten Frage den raschen Verlauf eines Zwiegespräches nur behindern würde. Wenn aber sozusagen der ganze Unterricht in zerrissenen Sätzen sich erschöpft, wo soll dann der Schüler die nötige Fähigkeit zum geläufigen und sprachlich richtigen Gedankenausdruck sich erwerben? Schaffen wir damit nicht dem modernen Feuilletonstil in die Hände? Ich weiss schon, was man mir erwidern wird: die freie Erzählung des Erlebten biete dem Schüler diese Gelegenheit zur Uebung. Zugegeben, es sei so; diese Erzählung darf jedoch nicht die einzige Uebungsgelegenheit sein. Denn nicht jeder Schüler kommt jeden Tag und jede Stunde dazu, Erlebtes zu erzählen. Und doch muss er jeden Tag und jede Stunde angehalten werden, seine Gedanken in sprachlich richtigen, vollständigen Sätzen auszudrücken. Ich vertrete also die altväterische Meinung, dass alle Fächer, die sich in mündlichem Unterricht bewegen, dem Schüler nicht bloss Gelegenheit bieten sollen, seine Muttersprache zu üben, vielmehr, dass er dazu direkt angehalten werden solle. Nur Uebung macht den Meister, auch im Deutschen.

Deswegen möchte ich auch wünschen, dass die obere Volksschule und alle Mittelschulstufen den Schülern zu häufigen schriftlichen Arbeiten kleinern Umfanges verhalten, die freilich alle auch der Kontrolle des Lehrers bedürfen, ansonst sie wenig Wert haben. Lieber nur wenige grosse Aufsätze und dafür viele kleinere Arbeiten, eben der Uebung wegen. „Nulla dies sine linea.“ Täglich einige wohl vorbereitete Sätze nach einer systematischen Gedankenfolge, in ein Arbeitsheft eingetragen, ohne dass der Schüler die Systematik der Lehrerarbeit nur merkt, helfen zur Pflege der Sprachsicherheit und Sprachfertigkeit mehr als viele Seiten Lesestoff, der in erster Linie des Kindes Neugier befriedigen soll.

Man macht in der Schule, selbst in der Mittelschule, oft die wenig tröstliche Beobachtung, dass die Schüler nicht einmal richtig zu fragen verstehen. Bei der Zerlegung eines Satzgefüges in seine Bestandteile zeigt sich dieses Unvermögen oft am deutlichsten. Vor einem Jahrzehnt noch gab es sehr viele Schulreformer, die überhaupt jede Satzanalyse ablehnten; das war ihnen eine überlebte Sache. Allein die Grammatik ist und bleibt nun einmal eine Schule des Denkens. Richtig betrieben, muss sie die Entwicklung des kindlichen Geistes mächtig fördern. Schon deshalb ist sie systematisch zu pflegen,

abgesehen davon, dass der fremdsprachliche Unterricht sie auch nicht entbehren kann. Die richtige Fragestellung bei der Satzanalyse verlangt nun vom Schüler ein Eingehen auf den ganzen Satzinhalt. Oberflächliche, träge Naturen bringen es aber kaum fertig, die entsprechende Frage zielsicher zu stellen, namentlich dann nicht, wenn sie in andern Unterrichtsstunden nie angehalten worden sind, ihre Antworten in einwandfreien ganzen Sätzen zu geben. Sollten wir nicht auch da den Hebel ansetzen, um dem Misserfolg im Deutschunterricht entgegenzuarbeiten?

J. T.

Ein wertvolles Jahrbuch,

auf das aufmerksam zu machen wir nicht versäumen möchten, hat der Kant. Lehrerverein St. Gallen heraus gegeben. Es ist das siebzehnte in der Reihe der roten Büchlein und enthält wiederum eine Fülle interessanten Stoffes. Der erste Teil ist den verstorbenen Vereinsmitgliedern gewidmet. Hierauf folgt die Rechnungsablage der Vereinskasse und der Hilfskasse, Kassier ist Herr Kollege A. Wettenschwiler, Wil. Der „Rückblick auf das Vereinsjahr 1928“, im Namen und Auftrag der Kommission erstattet vom Aktuar, Herrn Karl Schöbi, Lichtensteig, gewährt einen raschen Blick in die mannigfaltigen Geschäfte des Vorstandes. Sowohl die Rechnungen, als auch dieser „Rückblick“ zeigen, wie zielsicher und vielseitig die Leitung des Kant. Lehrervereins gearbeitet hat. Die Kommission besteht aus sieben Mitgliedern und wird präsiert von Herrn Hans Lumpert, Vorsteher, St. Gallen. Es ist hochehrfrohlich, wie schaffensfroh die Männer an der Spitze des grossen Kant. Lehrervereins arbeiten. Deshalb ist auch sozusagen die ganze Lehrerschaft des Kantons dem Lehrerverein angeschlossen, und dessen Ansehen ist von Jahr zu Jahr grösser geworden, so dass heute auch die Behörden der wertvollen Mitarbeit des Kant. Lehrervereins in allen wichtigen Fragen nicht mehr entbehren wollten. Gewiss ein schönes Zeichen der Wertschätzung und Anerkennung!

Dem Kant. Lehrerverein gehören Leute beider Konfessionen und aller Parteirichtungen an, und alle fühlen sich wohl dabei. Man hat es sich zur selbstverständlichen Pflicht gemacht, alle Fragen politischer und konfessioneller Natur aus der Diskussion auszuschneiden und seine Kräfte den Allgemeinzielen der Lehrerschaft zu widmen. So nimmt die Fürsorge für arme, bedrängte und in Not geratene Kollegen, für Witwen und Waisen; im Arbeitspensum der Kommission eine vornehme Stellung ein. Mit besonderer Genugtuung vernehmen wir aus dem Jahrbuch, dass dabei die Hilfskasse des Kant. Lehrervereins auch mit derjenigen des Kath. Lehrervereins der Schweiz Hand in Hand arbeitete. Diese gegenseitige Fühlungnahme ehrt beide Teile und liegt vor allem im Interesse der Bedrängten und Notleidenden.

Von jeher widmete der Kant. Lehrerverein sein Hauptaugenmerk methodischen und schultechnischen Fragen. Die Aufgabestellung an die verschiedenen Sektionen bringt jeweils viel Anregung. Wenn der Kanton St. Gallen über wirklich ausgezeichnete Schulbücher verfügt, so dass er auf diesem Gebiet als geradezu vorbildlich bezeichnet werden darf, so ist das nicht zuletzt ein Verdienst des Kant. Lehrervereins. Sozusagen jedes Jahrbuch bringt irgend ein aktuelles Stoffgebiet in muster-gültiger Weise. So enthält das neu erschienene siebzehnte wiederum sehr Wertvolles. Wir möchten dem Leser unseres Organs nur sagen, dass er sich durch Beschaffung des XVII. Jahrbuches des Lehrervereins des Kantons St. Gallen (Erschienen im Selbstverlag: Präsident: Vorsteher H. Lumpert, St. Gallen) wirklich ein famoses Werklein